

Die Krankheit Philipps des Grossmütigen und ihre Bedeutung für die Reformations- geschichte.

Von

Peter Bergell.

Die syphilitische Erkrankung Philipps des Großmütigen hat von jeher in der einschlägigen Literatur eine große Rolle gespielt. Von mancher Seite ist ihr eine besondere Bedeutung für die Reformationsgeschichte zuerteilt worden. Janssen meint allen Ernstes, daß schon das Jahr 1539 unmittelbar nach den Frankfurter Tagen einen schmalkaldischen Krieg gesehen hätte, wenn nicht Philipps luetische Infektion eine Wendung herbeigeführt hätte. W. Koehler will bei der Beurteilung der Doppelehe die Krankheitsfrage völlig in den Vordergrund stellen¹⁾. Verfolgt man alles, was bisher über die Krankengeschichte selbst angegeben wurde, so verbleibt das Gefühl, daß hier noch innere Widersprüche vorliegen, die durch die bisherigen Quellen nicht geklärt werden. Auch ließen einzelne Angaben von Lenz²⁾ im Briefwechsel Landgraf Philipps des Großmütigen mit Bucer vermuten, daß noch unbenutztes Material herangezogen werden könne.

Sieht man von all den verschiedenen Meinungen ab und berücksichtigt zunächst einmal die Hauptmomente, so fällt eine Erscheinung auf. Philipp hatte aus der Ehe mit Christine 10 Kinder und aus der Doppelehe angeblich acht Kinder. Es ist nicht bekannt, daß eine der beiden Frauen je Fehlgeburten durchgemacht hat. Die letztere Angabe, daß Margarete von der Saale nur acht Kinder geboren, ist allerdings falsch. In der Marburger Verschrei-

¹⁾ Historische Zeitschrift Bd. 94. S. 385. (1905.)

²⁾ Publikationen aus den Kgl. Preuß. Staatsarchiven Bd. V, Teil I. Leipzig 1880. S. 98, 441, 443.

bung¹⁾ wird von Philipp klar gesagt, daß er mit ihr „etliche Söhne und döchter gezielet, davonn noch etzliche am Leben seindt als“ . . . Es folgen nun die sämtlichen bekannten Namen der sieben Söhne in der richtigen genealogischen Reihenfolge und zuletzt der Tochter Margarete, die auch laut dieser Urkunde berechtigt sind, sich Grafen und Gräfinnen aus dem Hause Hessen zu nennen. Es müssen dieser Ehe also noch mehrere andere Kinder entsprossen sein, welche dem Wortlaute jener Urkunde nach jedenfalls lebend geboren, aber jung gestorben sind²⁾. Die Geburtstage der acht Kinder sind: 1541, 12. III.; 1542, 12. II.; 1543, 16. VII.; 1544, 14. X.; 1546, 10. III.; 1547, 29. IX.; 1553, 8. VI.; 1554, 12. VIII.

Berücksichtigt man die Gefangenschaftsjahre Philipps, so bleibt nur übrig, daß in der Zeit von 1555 bis 1560 noch Kinder geboren sind, die jung starben³⁾. Auch hieraus ist also zu schließen, daß in dieser Ehe Aborte nicht vorgekommen sind, denn das Tempo dieses Kindersegens läßt für nicht erwähnte Frühgeburten kaum Raum. Daß ein Syphilitiker bei einer derartigen Kinderzahl nur Früchte erzeugt, die ausgetragen werden, erscheint fast verdächtig. Es bleiben nur die Wahrscheinlichkeiten, daß entweder die Diagnose falsch war oder eine schnelle Ausheilung stattgefunden hat. Beides wäre für die historische Auffassung von Belang gewesen, doch muß beides kritisch geprüft werden. Denn einmal sind die geschichtlichen Angaben bezüglich der Diagnose äußerst bestimmt und zweitens herrscht in der einschlägigen nicht medizinischen Literatur meist die Ansicht, daß den damaligen Heilmethoden große Erfolge nicht zuzutrauen sind. Rockwell⁴⁾ sagt: „Diese Seuche war schon

¹⁾ Zwei notariell beglaubigte Abschriften, beide von Philipp auf jeder Seite eigenhändig unterschrieben befinden sich im Marburger Staatsarchiv. Samtarchiv. Nachträge Convolut 67. Die eine Copia der Landgravischen übergab, war vielleicht für Margarete von der Saale hergestellt.

²⁾ Eine zweite Tochter namens Anna wurde 1557 geboren (Datum nicht genau festzustellen) und starb 1558 zwischen dem 2. u. 5. Januar. — Nach Mitteilung von Dr. Knetsch in Marburg. Von der Existenz dieser Tochter Anna war bisher nichts bekannt.

³⁾ Ein Brief des Arztes Johan Eychmann an den Landgrafen vom 10. XII. 1555 berichtet über eine langwierige Erkrankung Margaretes und enthält die Worte: Es sey nhun die empfengknis vorhanden, oder nicht . . . (Polit. Archiv.)

⁴⁾ Rockwell, Die Doppelehe d. Ldgrf. Ph. v. Hessen. Marburg 1904. S. 3, letzte Zeile; S. 4, Z. 1, 2.

in ganz Europa epidemisch geworden und zählte bei dem damaligen Stande der Pathologie und Therapie ihre Opfer auch unter den Großen der Erde“. Bezweifelt ist die Diagnose bei Philipp in der geschichtlichen Literatur nicht worden, doch bleibt der Symptomenkomplex so lückenhaft, daß von einer stringenten Diagnose nicht gesprochen werden kann. Daß in dieser Zeit alles mögliche als syphilitisch angesehen wurde, ist selbstverständlich und erklärlich, besonders bei einem Manne von so reger sexueller Betätigung und schnellem Concubinenwechsel, wie Philipp es war. Daraufhin, daß die Finger nicht ganz heil waren, daß ihm im Hals sehr wehe war und er nicht wohl schlingen und so ganz wohl nicht Wein trinken konnte¹⁾, ist die Richtigkeit einer Luesdiagnose kaum zu gründen, besonders wenn die Existenz von 18 gesunden ausgetragenen Kindern und darüber als Gegengrund vorgebracht wird. Die Methode, bei berühmten Männern jede Halskrankheit als Luesbeweis anzusehen, hat sich bekanntlich in der biographischen Literatur arg gerächt.

An positivem Material ist nun folgendes aufzuführen:

Bezüglich der klinischen Erscheinungen fehlte bisher jeder Hinweis auf einen Primäraffekt. Diese Lücke wird ausgefüllt durch eine Stelle des Briefes vom 21. Juni 1566, den Philipp an Margarete von der Saale über die Erkrankung des ältesten Sohnes richtete. Dieser Brief ist fast gleichlautend mit einem am gleichen Tage an den Patienten selbst gerichteten²⁾. In letzterem fehlen jedoch einige Zeilen, die jenem nachträglich zugefügt sind. Sie enthalten den Satz: „allein das mans nit verachte, sondern palt darzue thue, den es ist am hals und am gepurrtglidt mit der krankheyt nit zue scherzen“. Es ist nicht anzunehmen, daß Philipp hier anders als aus eigener Erfahrung spricht.

Die weitere Geschichte der Krankheitserscheinungen ist nicht zu trennen von der Schilderung der angewandten Behandlungsmethoden. Allgemein zitiert wird die Angabe, daß Philipp Ende April 1539 in Gießen die Kur im Holz durchmachte. Das Wesen und der Erfolg dieser Kur ist

¹⁾ Marb. Archiv. Briefwechsel Philipps mit Elisabeth von Rochlitz 1539. Zitiert bei Rockwell S. 5.

²⁾ Der Brief an den Sohn befindet sich im Pol. Archiv. Convolut 29, Nr. 29. Vgl. F. Küch, Das politische Archiv des Landgrafen Philipp des Großmütigen von Hessen I. Leipzig 1904. Publikationen aus den Kgl. Preuß. Staatsarchiven. 78. Bd. S. 27. Der Brief an Margarete im Samtarchiv. Nachträge. Convolut 69.

bisher vielleicht nicht richtig gewertet. So meint Rockwell, daß die Kur im wesentlichen in der Darreichung der Holztränke bestanden habe, die aus dem Franzosenholz, dem Guajakholz bereitet worden wären. Diese Behandlung wurde ja schlechthin als Holzkur bezeichnet. Es ist dies die uralte erfolglose Behandlungsmethode, mit der die Indianer ihre autochtone Lues zu bekämpfen versuchten. Sie gelangte in Deutschland zu ungeheurer Popularität durch einen autoritären Patienten, Ulrich von Hutten, der vielleicht zu den quecksilberrefraktären Luetikern gehörte, er war elfmal mit Quecksilberkuren mißhandelt worden und glaubte sich später durch das Indianerholz geheilt. Er pries es als *lignum sanctum* mit herrlichen Versen und hat so den größten medizinischen Schwindel seines und des nächsten Jahrhunderts inauguriert.

Es war mir jedoch zweifelhaft, ob diese Auffassung von der Behandlung Philipps und ihrem vorläufigen Erfolge völlig richtig ist. Es erschien fast wahrscheinlicher, daß Philipp von Anfang an spezifisch behandelt worden ist. Nachweisbar trifft dies für die spätere Zeit zu und wäre dies nicht der Fall gewesen, dürften manche Abschnitte der Reformationsgeschichte ein anderes Ergebnis gezeitigt haben als wir es heute konstatieren. Die Kur Philipps im Holze muß jedenfalls über die einfache Darreichung der Holztränke hinausgegangen sein. Es wird nämlich die Kur im Holze mit Redewendungen erwähnt, die für die einfache Trinkkur unverständlich erscheinen. Wiederholt wird der Ausdruck gebraucht „ins Holz legen“ und „sich ins Holz legen“. Diese Ausdrucksweise stimmt mit der einfachen Anwendung der Holztränke nicht recht überein. Trotzdem ist mit jenen Worten zunächst nur eine Kur mit Guajakholz gemeint. Denn wir können diese Ausdrücke direkt bei Paracelsus wiederfinden. Er spricht auch von der Kur im Holze, sagt von den Ärzten: sie legen sie ins Holz, in die Schmier etc. und beschreibt dies in seinem Artikel über die Holzkur derart, daß ein Irrtum nicht möglich ist. Das *Lignum sanctum* wurde aber in drei Formen angewandt. Einmal als Liqueur, als Holztrank, dann als Schmierkur mit Guajakharz, und schließlich diente die Asche als Purgiermittel. Das ins Holz legen ist also genau so berechtigt wie bei der unguenten Quecksilberkur das „in die Schmiere legen“. Bezüglich des Erfolges, den Philipp vorübergehend in Gießen davongetragen hat, müssen wir uns erinnern, daß damals schon Kombinationen

der Holzkur mit Quecksilber in irgend einer Form stattfanden; worauf auch Paracelsus hinweist. Jenen Paracelsusstellen gegenüber ist es nicht angängig unter dem „ins Holz legen“ etwas anderes als eine Guajakkur zu verstehen. Man hätte sonst auch daran gedacht, daß ein Zusammenhang bestehe mit dem Ausdruck „ins Faß legen“, der später vorkommt. So zitiert Lenz (I. 443) die Bemerkung von Bing auf dem Brief Sailers vom 2. Januar 1540: „Bedenkt, das fas zu brauchen“. In den ersten Seiten dieses Briefes, welche Lenz, da sie rein medizinischen Inhalts waren, nicht mitteilte, gibt nun Sailer eine genaue Anweisung. Philipp solle das fas yber den andern tag ainmal geprauchen und also X. pis zu XII. pad gethun. Gemeint ist also das Bad im Faß oder der Aufenthalt im heißen Faß, nachdem zuvor ein heißes Bad die Haut aufnahmefähiger gemacht habe. Hierbei kommt allerdings auch in Frage, daß es sich um Bäder in Quecksilbersalzlösungen nach Art der später so bekannten Sublimatbäder gehandelt habe. Die Trias der damaligen äußeren Quecksilberbehandlung zitiert ja Paracelsus immer wieder als das Schmieren, Reuchen und Weschen. Doch meinte man bisher, daß zu dieser Zeit (1539) nur Waschungen und Packungen einzelner Glieder stattfanden, und sind die Sublimatbäder erst Mitte der sechziger Jahre des 16. Jahrhunderts zitiert worden. Sailer mußte also seiner Zeit oder wenigstens ihrer medizinischen Literatur um 20 Jahre vorausgeeilt sein¹⁾. Sailer rät aber an einer Stelle klar, weder rauch holtz noch schmier, sondern das pad im fas zu gebrauchen. Entweder handelt es sich also um Sublimatbäder oder um verschiedene Modifikationen der Quecksilberdampfanwendung, die später als Kur im Faß dominierte und von dem freien Rauch in der Stube unterschieden wurde. Jedenfalls hat Philipp auch diese dampfförmige Anwendung des Quecksilbers gekannt und durchgemacht. Das geht außer jener Briefstelle daraus hervor, daß oft genug der Ausdruck Rauch gebraucht wird, z. B. wird auch in dem zitierten späteren Syphilisbrief an Margarete, den Sohn betreffend, von einem Meister Werner Gansen gesagt: „der praucht aber denn Rauch“. In einem offenen hölzernen Faß oder später „Schwitzkasten“ wurde in einer Pfanne ein Kohlenfeuer unterhalten und nach genügender Erwärmung ein Quecksilberdampf erzeugt, in-

¹⁾ Vgl. die einschlägigen Werke von Proksch, Geschichte der venerischen Krankheiten, Bonn 1895 (auch Neumann, J. Bloch u. a.).

dem auf die letzten glühenden Kohlen Zinnoberpulver geworfen wurde. Letzteres besorgte eventuell schon der Patient, der inzwischen das warme Faß bestiegen hatte.

Ferner werden am 20. Dezember 1539 außer der Verordnung direkt ein schwarzes und ein rotes Pulver mitgesandt, von denen jedenfalls eines zu der Bad- und Faßkur und das andere zur Behandlung von Ulcerationen dienen sollte, und geraten zunächst Bad, Wasser, schwarzes und rotes Pulver (Zinnober oder Quecksilberoxyd?) zu gebrauchen.

Philipp hat also die übliche Kur im Holze wiederholt angewandt, das erste Mal in Gießen Ende April, dann im Spätsommer auch unter Dr. Sailer, der ihn seit Juli behandelte. Dies geht aus der ganzen Tonart von Sailers Dezember- und Januarbriefen hervor; er kann den Patienten *par distance* behandeln, da derselbe über die Methodik seines therapeutischen Registers durch frühere Kuren schon unterrichtet ist. Es bleibt noch die Deutung übrig, daß es sich bei den Bädern im Faß um eine einfache Schwitzkur nach vorherigem Purgieren gehandelt habe; wie sie damals angewandt und viel diskutiert wurde. Ich glaube nicht, daß dies zutrifft, denn es werden keine ausführlichen diaetetischen Verordnungen gegeben, und es ist immer von einem Pulver die Rede, das angewandt werden soll. Daher wird wohl Weschen oder Reuchen das wahrscheinlichere sein.

Philipp wäre aber mit dieser Quecksilbertherapie, ganz gleichgiltig, ob es sich um Räucherungen oder beides gehandelt hat, wahrscheinlich nicht ausgeheilt, wenn nicht Dr. Sailer auch zur Schmierkur gegriffen hätte. Ein klarer Hinweis befindet sich bereits in dem Briefe von Bucer an Philipp vom 2. August 1539 (Lenz I. 98). Bucer hat neben vielen frommen Leuten Angst vor der Schmiere, die Philipp gebrauche. Der Großkanzler von Frankreich sei durch etliche Male schmieren auf den Tod erkrankt gewesen und nur durch einen Deutschen gerettet worden, der „durch die alchemy ein wunderbare kunst, den Mercurium zu meistern und vor leuten widerzubringen¹⁾ kan“. Es handelte sich hier also um unguente Quecksilberkuren. Am 20. Dezember gibt nun Sailer brieflich eine weitere Schmierkur an. Lenz gibt von der betreffenden Stelle eine kurze Inhaltsangabe: „Giebt Gebrauchs-

¹⁾ Übrigens eine ganz paracelsistische Auffassung.

anweisung für ein Recept zum Schmieren, das er mit-schickt (liegt bei) und Dr. Meckbach vorzulegen bittet“.

Der Inhalt des Rezeptes mußte nun darüber entscheiden, ob hier eine wirkliche spezifische Kur, die zur Heilung führen konnte, ausgeübt war. Dr. Sailer hat natürlich von dem saekularen Rechte der Ärzte Gebrauch gemacht und das Rezept nicht gerade sehr leserlich geschrieben. Es läßt sich jedoch relativ leicht entziffern, da man sich in Sailers Handschrift an der Hand der Veröffentlichungen von Lenz leicht hineinliest. Auf acht bis neun Unzen Gesamtgewicht der Salbe kommt eine Unze Quecksilber, als *Argentum vivum* bezeichnet. Im übrigen enthält sie das nötige Fett, hauptsächlich verständigerweise in Form von Schweinefett und auch Butter, aber auch *Oleum vulpinum*. Ferner den unvermeidlichen Mithridat, Crocus und andere Corrigentien und wie zweckmäßig Salz nebst etwas Lithargyrum. Eigentlich sollte Philipp dies Rezept nur als *ultimum refugium* anwenden, wenn die Kur im Faß versagte. Da er die Schmierkur aber schon vom Sommer her kannte, wird er es genau so gemacht haben, wie heute noch der Patient, der in 2 bis 3 Monaten heiraten will, und wird auf Tod und Leben geschmiert haben. Der Erfolg blieb nicht aus, und schon am 20. Januar 1540 schrieb er triumphierend an die zukünftige Schwiegermutter ¹⁾, daß „ganz kein unfertigkeit an seinem Leibe“ sei! Ich halte es demnach für das wahrscheinlichste, daß Philipp mindestens viermal eine Schmierkur von circa 40 gr. Quecksilber = 120 gr. *Unguentum cinereum* durchgemacht hat, was für eine Ausheilung unter Umständen ausreichen kann, zumal noch Räucherungen und Bäder hinzukamen und vor allem die spezifische Therapie bei Beginn der Krankheit einsetzte. Es bleibt noch die Frage, ob die Technik der unguenten Kur genügt hat. Auch hierüber geben die Ausführungen des Dr. Sailer Auskunft; er spricht davon, daß seine Salbe (wohl in Folge ihres hohen prozentualen Gehaltes an festen Fetten) so beschaffen sei, „daß sie ohn sorg wirke, wenn sie der minst palwierer [der geringste Barbier] aufstreiche“. Auch findet sich an anderer Stelle die Angabe, daß seine Leute wohl geschult seien in Bezug auf das „Tupfen“ der Salbe. Es ist also kein Zweifel, daß hier eine rationelle empirisch begründete Therapie vorlag, wie sie ein begabter

¹⁾ Vgl. Rockwell S. 5.

Arzt bei dem damaligen Riesenmaterial ausarbeiten konnte, sofern er nicht von den üblichen törichten vorgefaßten Meinungen ausging. An sich leicht scheint die Lues Philipps nicht gewesen zu sein, und es ist verständlich, daß die schweren Nachschübe immer erst auf spezifische Therapie reagierten. Dr. Sailers Behandlungsmethode ist insofern individuell und auch von der allgemeinen späteren Lehre abweichend gewesen, als er die Bedeutung der Schmierkur frühzeitig erkannte. Er sieht sie eindeutig als die wirksamere Kur an, die angewendet wird, wenn der Rauch und das Bad versagten. Er weiß, daß sie differenter ist, daß aber ihre Gefährlichkeit bei der nötigen ärztlichen Erfahrung — wann man wais wie ful — nicht zu fürchten ist. Sailer ist also die gewaltige Wirkung des seit 1495 angewandten Quecksilbers wohlbekannt. Nur kennt er schon die Gefahren und dosiert vorsichtiger als die Ärzte Ulrich von Huttens. Vom Antimerkurialismus, der sich schon im oben zitierten Briefe Bucers energisch geltend macht, ist er nicht angekränkt. Sailer ist also echter Mercurialist, gehört zu der Ärztegruppe, welche die Gegner als *medici porcini* schmähten. Vom Irrwahn der Wirkung des *lignum sanctum*, des Guajakholzes, das er als Modemittel gelegentlich angewandt haben mag, halte ich ihn völlig frei. Der erwähnte Irrtum Huttens, der sich durch das Guajak geheilt glaubte, hatte bereits lange den Ärzten und Patienten die Köpfe verdreht. Nüchterne Kliniker mit großem Material sahen natürlich in Jahresfrist die Mißerfolge der Holzkur gegenüber der spezifischen Behandlung und erkannten, daß selbst das „für und für Sägspäñ fressen“ nichts nützte. Sailer steht im ganzen auf der glücklichen Grenze, daß die Quecksilber verordnenden Ärzte vor ihm die Schmierkur überschätzten, in späterer Zeit unterschätzten, um dann wieder in den Salivationskuren maßlos zu übertreiben. Noch fast zweihundert Jahre später hatte sich die richtige Erkenntnis bei der Ärztewelt nicht überall durchgerungen. Die Rauchkur, die Kur im Faß imponierte vielen als die wissenschaftlichere, weil sie sich scheinbar besser dosieren ließ; der Arzt konnte den Patienten aus dem Rauch nehmen wann er wollte. Daß die Applikationsweise das entscheidende war, ahnte man erst in der noch plumpen Vorstellung, daß die Kügelgen des Merkur ihres runden Wesens und ihrer ständigen Bewegung wegen zu dem zartesten Schleim gehen. Die falsche Anschauung, daß

die Salbe mit zu großer Macht und Menge in der eigenen Gestalt des Merkur eindringt und hierdurch gefährlich ist, erhielt sich diese Jahrhunderte hindurch. In Wirklichkeit handelte es sich rein um Dosierungsfragen. Den hiervon abweichenden individualisierenden Anschauungen Gereon Sailers verdankt jedenfalls Philipp seine Heilung. Die klinische Tüchtigkeit dieses Arztes geht am besten aus seiner Kenntnis des luetischen Symptomenkomplexes hervor. Die Paraesthesien oder Neuralgien, das Kriebeln in den Gliedern diagnostiziert er richtig; sie sind kein lemen (Lähmung?), da sonst Schlaflosigkeit auftreten würde, das Fließen im Kopf, die Schmerzen hinter dem Ohr, sind keine luetischen dolores osteokopi, sondern sind catarrhisch, wir würden sagen rheumatisch. Es ist noch wahrscheinlicher, daß Sailer das Wort lemen hier gleichbedeutend mit der Lähmin, Lämin oder Lämen des Paracelsus gebraucht. Mit diesem Namen bezeichnete Paracelsus die ersten luetischen Affektionen der Knochen und des Periostes. Hin und wieder hat man bei der Gesamtbeurteilung Sailers das Gefühl, daß er in den Gedankenwegen des Paracelsus, den die Zunft bekanntlich refusierte, nicht ganz unbekannt war. Er arbeitet allerdings mit Quecksilber durch Schmieren, Rauchen und Waschen. Er kennt dabei die Gefahren des Quecksilbers und hält sicher das lignum sanctum, dem Paracelsus so gründlich die Wahrheit sagte, für wirkungslos. Auch die Hypothese der Sublimatbäder würde gut zu dieser Meinung passen. Paracelsus liebte ja die Anwendung der Chloride des Merkur. Sein turpethum minerale war Kalomel und auch Sublimat hat er häufig angewandt. Der Gebrauch beider Mittel wurde selbst von seinen Gegnern angenommen, allerdings paßt die rote Farbe des angewandten Pulvers nicht ganz für diese Hypothese der Bäder. Dem ganzen therapeutischen Glaubensbekenntnis und einigen klinischen Redewendungen nach könnte Sailer schon Paracelsuskenner wenn nicht teilweiser Anhänger gewesen sein. Ein richtiger Paracelsist ist er nicht, denn der eigentlichen Praxis des Paracelsus, die in der äußeren und inneren Komeltherapie anstelle von Rauch, Waschen und Schmieren gipfelte, folgt er nicht. Daß er ihn nicht erwähnt, ist selbstverständlich; der Augsburger Stadtarzt nahm auf die Stellung der Zunft Rücksicht. Wir haben auch einen urkundlichen Beweis, daß in Augsburg die Lehren des Paracelsus auch im Volke gezündet haben.

Die ältere Doktoren- und Apothekerordnung Augsburgs vom Jahre 1582 spricht von Paracelsisten als von etwas wohlbekanntem: Doctores, Destillatores, Juden, Paracelsisten, Chymisten, Handwerksleut, Hebammen etc. sollen die Vorschriften achten. — Den Ärzten Augsburgs war Paracelsus wohlbekannt. In der Einleitung des Hauptwerkes des Paracelsus finden wir die Widmung an einen Augsburger Stadtarzt Dr. Thalhauser von 1536, den Paracelsus dort besuchte und daneben das Antwortschreiben dieses lebenserfahrenen Arztes, das einige herrliche Redewendungen enthält, mit denen sich Theophrastus von Hohenheim über manche versagte Anerkennung hinwegtrösten konnte.

Der Verlauf von Philipps Krankheit gab Dr. Sailer recht. Wer diese klinischen Erscheinungen, die sekundären Formen der syphilitischen Erkrankungen so genau kennt, nachdem die Franzosenkrankheit noch kein halbes Jahrhundert in Deutschland bekannt war, ist kein unbedeutender Arzt. Trotz seiner bei aller Produktivität fast ungebildeten Schreibweise müssen wir uns gewöhnen, Sailer nicht nur als den erfolgreichen politischen Agenten Philipps, sondern auch als überaus tüchtigen, selbstständig denkenden Arzt anzusehen. Weitestes Menschenkenntnis scheint die Basis und Quelle beider Qualitäten gewesen zu sein.

Seine verständige Handhabung der ihm zugängigen Quecksilbertherapie hat Philipp gerettet. Das ist sans phrase Sailers Lebenswerk.

Nachdem die Krankengeschichte soweit genügend geklärt, ist es relativ leicht, eine Bedeutung der Krankheit für die Reformationsgeschichte festzustellen. Kurz gesagt ist die direkte Bedeutung maßlos überschätzt, die indirekte nicht erkannt. Philipp ist Anfang April in Frankfurt durch seine Syphilis nicht mehr gehindert worden, wie durch jede andere akute Krankheit, die ihn hätte treffen können. Es sind ganz wenige Wochen, die er außer Gefecht gesetzt ist. Am 8. April ist er zu einer Konsultation in Gießen, bleibt dann bis zum 12. in Frankfurt, an welchem Tage er nach Gießen übersiedelt. Hier ist er nun bis 8. Mai in Kur, bleibt jedoch so frisch, daß er am 17. und 19. April wieder nach Frankfurt reisen kann. Im Mai ist er wieder arbeitsfähig. Eine besondere psychische Depression hat ihm die Infektion nicht verur-

sacht. Den Begriff der verschuldeten Krankheit hat er und überhaupt seine Zeit nicht gekannt. Ihn drückte der ganze sittliche Tiefstand seines Geschlechtslebens, aus dem ihn erst die starke Leidenschaft zu Margarete von der Saale erlöste. Von einer spezifischen psychischen Beeinflussung durch die Lues ist nicht zu reden. Ich sehe daher nicht, daß ein Raum bleibt für die Auffassung, daß die Erkrankung eine Wendung der Reformationsgeschichte dieses Jahres herbeiführte. Ich enthalte mich dabei des Urteils, wie weit die Schätzung der historischen Bedeutung Philipps für diesen Zeitraum zu treiben ist. Für die späteren Monate bedeutet die Krankheit für den Landgrafen immer nur eine Minderung an Arbeitszeit, nicht an Initiative. Mit welcher rastloser Tätigkeit hat er nicht Ende des Jahres die Sache seiner Doppelehe gefördert, ohne daß der damalige gefährlichste Nachschub der Krankheit ihn im geringsten in seiner Tatkraft zu lähmen vermochte.

Völlig anders steht es mit der indirekten Bedeutung der Erkrankung für die Geschichte dieser Zeiten. Wir haben gesehen, daß das sich stürmisch entwickelnde Leiden nur durch besonders günstige Bedingungen, vor allem durch die persönliche Bedeutung des Arztes zur Ausheilung gekommen ist. Dies ist nach zwei Richtungen von Wichtigkeit. Ein durch chronische Krankheit arg behinderter Landgraf Philipp hätte sich die späteren schweren Jahre hindurch sicherlich anders verhalten, stünde heute nicht als der gleich bedeutsame Faktor in Deutschlands Reformationsgeschichte da. Diese Folgerung in spezieller Weise auszuspinnen erübrigt sich. Zweitens ist es von Wichtigkeit, daß Philipps Kinder durch die Infektion völlig unberührt bleiben. Seine nach 1540 erzeugte Nachkommenschaft ist genau so gesund wie die vorher geborenen Kinder. Auch diese Erscheinung ist begründet auf die gelungenen Kuren Dr. Sailers. Sie ermöglichten vielleicht, daß Philipps Deszendenz die Jahrhunderte überdauerte. Erscheint der Landgraf doch nicht weniger als 65 mal unter den theoretischen 4096 Ahnen zwölfter Generation des heutigen Deutschen Kaisers¹⁾, und zwar hauptsächlich durch Georg I. von Hessen-Darmstadt. Neueste Forschungen²⁾ haben auch bewiesen, daß die Nachkommen

¹⁾ Vgl. die Ahnentafel, die Axel Albrecht von Maltzahn zusammengestellt hat. Berlin 1911.

²⁾ K. Klitscher in: Der deutsche Herold 1916, Nr. 1. Vgl. unten S. 242.

Margaretas von der Saale, deren Deszendenz man bisher für völlig ausgestorben erachtete, heute noch unter den ersten Geschlechtern Deutschlands zu finden sind.

B e i l a g e.

Für die vorstehenden Ausführungen sind folgende bisher nicht veröffentlichte Stellen der Briefe Dr. Gereon Sailers an den Landgrafen aus dem Marburger Staatsarchiv wichtig ¹⁾.

Aus dem Briefe Dr. Sailers vom 20. December 1539:

Was mich der schmier, auch andere e. f. g. unfertigkeit halben für guet ansicht, hab ich e. f. g. durch Lipsen (= Philippsen) nach lengs anzaigt, weils aber im hals posser worden, ich mich nit für guet an, auch nit für not, das sich e. f. g. lasse schmieren. Wann aber ie die not anfiel, das man schmieren mieste, so hab ich ain wunderparliche salben, welcher recept ich e. f. g. mitschikh, doctor Megbach ²⁾ sehen zu lassen, die auch dr. Adolph und ich zu zwaiien platterheusern in jeglicher erfahrung und prauch haben, mag warlich sagen, das mir nie misraten ist. Wie man aber dises recept prauchen sull, will ich e. f. g. wans die not erfodert, das ich doch nit acht, das not werde sein, mit allen treuen und untertanigem fleiß anzaigen, will jezo nit von noten sein. (Das Recept ist mit dem ursprünglichen Wachssiegel versehen, gefaltet und eingelegt.)

Aus dem Briefe vom 2. Januar 1540:

(S. 2.) Derhaben hab ich untertaniklich verhofft, e. f. g. solte mir gnedigen pericht haben, ob doch e. f. g. die pilulen und gurgelwasser, die ich e. f. g. bei dem Lipsen am sechsten tag Decembris geschikt, gepraucht hette, dan aus derselben geprauch und wirkung hett ich können abnemen, was an der sachen gewesen und wie dieselb gegründet were.

Ferner S. 3 des Originals Zeile 8 u. f.:

Das aber e. f. g. im hindern auf der lingen seiten etwas morkt, acht ich nit, das derhalben weder rauch, holtz

¹⁾ Es handelt sich hier ausschließlich um Stellen der Briefe, die Lenz nicht wiedergab, da sie rein medizinischen Inhaltes und somit für die von ihm gestellte Aufgabe nicht wichtig waren.

²⁾ Der Leibarzt des Landgrafen.

noch schmier diser Zeit zu geprauchten seien, sunder sehe mich fur guet an, e. f. g. hette das fas iber den andern tag ainmal geprauchet und also 10 pis in 12 pad getan, dermassen e. f. g. wol wissen. Aber im hindersten wolte von nöten sein, das schwartz pulver nach dem pad einzutun, aber nit nur ainmal, sunder zwai oder dreimalen . .

S. 4 des Originals:

War ists, ich hab ain schmier, der recept ich e. f. g. bei dem Griener nachst auf aim zettlen verzeichnet hab zugeschickt, die ist also sicher, das ichs aim fliesen im kopf eben als wol on sorg und mit frucht hab geprauchet als zu den frantzosen, hab auf heutigen tag ainen in derselben schmier liegen allain von der fliss wegen, ist in wenig tagen gesundt. Dise schmier tregt gar kain sorg auff ir, wans der minst palwierer anstriche, allain wann man wais, wie ful. Wolte ie e. f. g. forchtsam sein und daneben ain wenigs anzaigen pefinden, wolt ich nit ibel radten, e. f. g. hette mit der gedachte schmier geprauchet des maist tail darumb, das die feuchtkait des haupts verzert wurde, wiewol ichs auch nit rat, e. f. g. haben dann das pad im faß zuvor 10 pis in 12 malen geprauchet, dann dieweil ich wais fur gewis, das die wurzel von den frantzosen aintweders nit groß, oder bei e. f. g. gar hinwek und mer catarrische feichtikait, dann anders, ist mir nit zweifel, das pad werds zurecht pringen, sampt dem pulver und wasser, wie anzaigt, so die mit geprauchet werden. Doch wolle e. f. g. nit paden, dann si seien zuvor purgiert, wie dr. Meckbach zu thun wol wais. Wann sich also e. f. g. neben dem paden wirt inhalten, wirts nit weniger thun, sunder meer, dann zum ersten mal sich e. f. g. nit innen huelle, das pin ich one zweifel, e. f. g. werdens auch also erfahren. Solt nur nach peschehenem pad darneben nach geprauchtem pulver und wasser etwas iberpleiben, oder der catarr wolt ie nit recht thun, so muest man di salben prauchen, die wolt ich zuuor hie lassen machen und das recept sampt der salben hinabschicken, das mans dun den auch liesse machen. Wurd aber nit als rain, auch das kekhsilber nit als wol als hie oben getotet sein, mocht e. f. g. darnach, welche si wolt, geprauchten. Wolt darneben aus entlichen und guten pericht geben, dann es ist on sorg, macht nit zuefelle, wie sunst die salben pflegt zu thun, wiewol ich ie der opinion pin, es suls nit pedurfen. Ich schreib auch M. Christian hiemit ain andern weg mit dem roten pulver, wie er das

sulle geprauchen, mann etwas in dem paden wolt verharren, di weil dann die sachen, gott hab lob, nit also ibel standen, und ich mich nit grosser vergiftung von den frantzosen her kan versehen, diewail kein leme oder gebrechen in den gliedern vor augen ist, das doch warlich, wo nit mehr flis, dann frantzosen da weren, nit wurde auspleiben, und nichtz zu tun ist, dann nur das padwasser, schwartz und rot pulver zu prauchen.
